

VON CHRISTIANE LUTZ

München – Leo Stannard wird am 2. November in München auftreten. Das an sich ist nichts Besonderes. Aber der britische Musiker Leo Stannard wird nicht im Ampere oder im Atomic Café singen, sondern in einem Wohnzimmer in Harlaching mit Platz für etwa 35 Zuhörer. Stannard wird seine verspielte Gitarrenmusik spielen und die Reaktionen der Zuhörer in ihren Gesichtern ablesen können, so nah wird man einander sein. Zur gleichen Zeit wird Ähnliches in Hannover passieren, in Düsseldorf, in Hamburg. Stannard tritt bei einer Konzertreihe namens „Salonfestival“ auf, bei der zwischen dem 30. Oktober und dem 9. November 77 Konzerte in sieben deutschen Städten veranstaltet werden – in privaten Räumen.

Nina von Harpke gehört mit Claudia Bousset zu den Organisatoren des „Salonfestivals“. Ihr Büro ist in Köln, wo auch die Idee zu dem Festival entstand. Angetrieben von folgender Überlegung: „Wie kann man Künstler am besten fördern? – Indem man ihnen Raum für ihre Kunst schafft, Bühnen für sie findet“, sagt Nina von Harpke. Sie spannte mit Claudia Bousset also ein kleines Kulturnetzwerk über die Republik, und alle begannen, diese Bühnen in Bochum, Düsseldorf, Essen, Hamburg, Hannover, Karlsruhe und München zu suchen. Sie fanden sie da, wo eigentlich keine Konzerte stattfinden. Die Hälfte der Konzerte in München wird jetzt in Wohnzimmern gegeben, die andere Hälfte in der Alten Wiedefabrik, bei der Werbeagentur Heye in der Registratur, in einem Weinlager. An architektonisch schönen oder ungewöhnlichen Orten eben. Durch die kleinen Zuhörergruppen entstehe eine Intimität, der man sich schwerlich entziehen könne, so von Harpke. Ein besonderer Zauber.

Die Idee ist nicht neu, Harpke war an Vorläuferprojekten in Köln beteiligt, in München finden unter dem Namen „Hauskonzerte“ regelmäßig halbgeheime Popkonzerte im winzigen Rahmen bei Privatpersonen statt. Das Besondere am „Salonfestival“, das gleichzeitig in sieben Städten läuft, aber ist, dass es grenzübergreifend und auf einen gewissen Zeitraum begrenzt ist. Auf dem Programm für München stehen zum Beispiel Percussionist Alexej Gerrassimez, der Singer-Songwriter Tim McMillan, die Indie-Band The King's Parade, das Duo Servais mit Violine und Violoncello und eben Leo Stannard. Es sind Musiker, die den Durchbruch noch nicht ganz

Wohnzimmeratmosphäre

Auch München macht mit bei der bundesweiten Reihe „Salonfestival“. Hierzu treffen Musiker und Zuhörer in kleinen, privaten Räumen aufeinander zur großen Kulturgenusssymbiose



In München einer der Stars des „Salonfestivals“: der Percussionist Alexej Gerrassimez

FOTO: WWW.WILDUNDLEISE.DE

Junger Schwede

Martin Tingvall kommt mit seinem Trio in die Muffathalle

München – Allzu viele Jazzer schaffen es nicht in die Muffathalle. Popjazz alleine reicht schon lange nicht mehr, stillübergreifend arbeiten inzwischen die meisten. Für entsprechende Publikumszahlen braucht man vielmehr einen wiedererkennbaren Individualstil, etwas, wie man es zum Beispiel vor zwei Jahren beim TV-Film „Im Jahr des Drachen“ mit Klaus J. Behrendt erleben konnte: Nach wenigen Minuten dachte man sich entweder: Sowas habe ich noch nie gehört. Oder, falls man sich im Jazz auskennt: Das muss das Tingvall Trio sein.

Denn das kann dem 40-jährigen schwedischen Pianisten Martin Tingvall und seinen Begleitern, dem kubanischen Bassisten Omar Rodriguez Calvo und dem deutschen Schlagzeuger Jürgen Spiegel niemand absprechen: Sie haben einen unverwechselbaren Sound. Tingvall hat dafür eine einfache Erklärung: „Wir waren einfach sehr fleißig. Wir haben viel zusammen Musik gemacht und sind auch gute Freunde. Ich und Jürgen kennen uns fast 20 Jahre, mit Omar spielen wir gut zehn Jahre, wir waren sehr viel auf Tour, haben einige Alben eingespielt. Irgendwann kriegt man so einen eigenen Sound.“

Geformt hat sich der seit der Gründung des Trios 2003 in Hamburg, wo alle drei wohnen. Das Material dafür ist komplex, Tingvall beschreibt es so: „Wir gehören zu einer neuen Jazz-Generation. Wir sind alle drei nicht mit Jazz aufgewachsen, sondern sind von unterschiedlichen musikalischen Einflüssen geprägt. Das ist sehr wichtig für unsere Musik. Jürgen etwa hat viel mit Nneka gespielt, Afrikanisches hat ihn immer interessiert. Ich bin mit Rock und Klassik aufgewachsen. Klassik ist immer noch ein großer Einfluss, gerade kompositorisch. Es ist eigentlich total offen, welche Elemente wir nehmen, es muss nur jeweils für das Stück passen.“ Wobei Tingvall den großen Einfluss der schwedischen Volksmusik – „die färbt bei uns alles, nicht nur den Jazz, auch Pop, Rock und unsere Klassik“ – nicht verleugnen will. So ist auch beim Tingvall Trio

der „Nordische Klang“, dieses neoromantische Spiel mit ätherischen Motiven und wohlklingenden Melodien, allgegenwärtig. Ebenso wie die meist über die Dynamik austarierte Balance zwischen Spannung und Entspannung.

Die Ideen zu den Stücken kommen bislang stets von Tingvall, die Arrangements mit viel Freiraum entstehen dann gemeinsam. Dabei kann viel passieren, wie Tingvall am Beispiel des neuen Albums „Beat“ erklärt, das die drei jetzt in der Muffathalle vorstellen: „Den Titelsong hatte ich als Up-tempo-Nummer komponiert, dann haben wir es geprobt und gemerkt, das läuft so irgendwie nicht. Man sucht ja die Magie, den Punkt, wo beim Spielen die Zeit aufhört zu existieren. Dann haben wir es als Ballade versucht, und von der ersten Sekunde wussten wir: Das ist es.“ Vor „Beat“ hatte die Band eine kreative Pause: Zuletzt gab es ein Live-Album, bevor Martin Tingvall, ohnehin nebenher als Songwriter zum Beispiel für Udo Lindenberg oder mit Filmmusik gut beschäftigt, sein erstes Solo-Album „En Ny Dag“ einspielte.

Umso konzentrierter wirkt nun „Beat“, die sechste CD. „Von Album zu Album hat jeder mehr Platz bekommen“, sagt Tingvall. „Wir sind bei ‚Beat‘ noch mehr zur Einheit geworden. Wir waren noch mutiger, es geht noch weniger ums Individuelle, mehr um die Gruppenimprovisation. Es ist doch am spannendsten, wenn man merkt, dass drei Musiker aufeinander hören und zusammen unterschiedliche Wege gehen, die gar nicht geplant waren.“ Für den Ehrgeiz und die Qualität des Tingvall Trios spricht auch, dass man sich nach drei Jazz Echos, diversen Preisen und hohen Verkaufszahlen noch lange nicht am Ende des Weges sieht: „Ich bin stolz, was wir erreicht haben“, sagt Martin Tingvall. „Aber wir sind noch am Anfang, unser Soundbild zu entwickeln.“ OLIVER HOCHKEPPEL

Tingvall Trio, Mittwoch, 29. Oktober, 20.30 Uhr, Muffathalle, Zellstraße 4



Beeinflusst von schwedischen Volksweisen: das Tingvall-Trio mit (v. l.) Omar Rodriguez Calvo, Jürgen Spiegel und Martin Tingvall. FOTO: OH

Der sprechende Raum

Für die neue Reihe „Kapsel-Ausstellungen“ gibt das Haus der Kunst jungen Künstlern einen Raum

München – „Stürzt, stützt, trägt“ tönt eine weibliche Stimme. Sie ist exakt an der Stelle der schwarzen Holzkonstruktion am besten zu hören, an der eine Rolle so unter eine Bodenlatte geklemmt ist, dass sie eine Öffnung freigibt. Im melodisch-rhythmischen Wechselgesang bewegen sich Frauenstimme und Chor und komplettieren als hörbare Raumträger die Installation „Schritt, zwischen“ von Thilo Schulz. Er ist einer der beiden Künstler, die in einer neuen Ausstellungsreihe im Haus der Kunst einen eigenen Raum im ersten Stock des Westflügels bekommen haben, um ihre Positionen zu zeigen. In den sogenannten „Kapsel-Ausstellungen“ werden fortan junge, in der Museumslandschaft noch nicht etablierte Künstler ihre Arbeiten präsentieren. Thilo Schulz und Mohamed Bourouissa eröffneten am Donnerstag diese „Kapsel-Ausstellungen“, die bis zum 11. Januar sind zu sehen sind, beide setzen sich mit der Wahrnehmung und Narration von Räumen auseinander.

Aus schwarzen Holzplatten und mit den Grundmaßen des Saales hat Thilo Schulz den Ausstellungsraum nachgebaut, um 18 Grad gedreht und in den Saal gesetzt. In dem Holzkonstrukt geht durch die Drehung ein Stück des realen Raumes verloren, es wird gleichsam verdrängt und symbolisch aufgeladen. Der Zuschauer kann diesen düsteren, glatten Raum im Raum betreten und hört über fünf an unterschiedlichen Stellen angebrachten Lautsprechern lyrische Texte des Künstlers, die dem verdrängten Element eine Stimme geben.

Der 1974 in Leipzig geborene Thilo Schulz arbeitet als Künstler, Autor und Kurator und führt in seiner Installation erstmals Architektur, Malerei, Skulptur und Literatur zusammen. Er stellte bereits auf der Manifesta 2 in Luxemburg und in der Galerie für Zeitgenössische Kunst in Leipzig aus, zuletzt hatte Schulz eine Einzelausstellung im Kunstverein Hannover. In der Kapsel 01 fügt er der Installation durch die raffinierte Raumschachtung eine zeitliche Ebene hinzu; die Vergangenheit, die im Haus der Kunst in der Architektur ohnehin präsent ist, wird mitgedacht und bekommt eine

Stimme. Auch die Fußabdrücke der Besucher, die in Interaktion mit dem Raum treten, bleiben sichtbar. Spärliche Spuren von Malerei sind an dem Holzlattebündel zu entdecken, das aus den Überresten der Holzkonstruktion stammt, mit Seilen befestigt und Farbe übergossen ist und als einziges skulpturales Element sperrig im Raum liegt.

Mit urbaner Raumerfahrung und Identitätskonstruktion beschäftigt sich die Arbeit Bourouissas in Kapsel 02. „Horse Day“ heißt das neue Projekt des Künstlers, der sich in einer seiner letzten Arbeiten mit der

geschafft haben. Das Salonfestival gibt ihnen die Möglichkeit, mit dem Publikum in Kontakt zu kommen und sich zu beweisen. Viele der Künstler treten in mehreren Teilnehmer-Städten auf, sie machen eine Mini-Tour durchs Land. Finanziert wird das Festival durch ein paar größere Sponsoren einerseits und andererseits durch die Gastgeber, die nicht nur ihre Räumlichkeiten für die Konzerte zur Verfügung stellen. Harpke sagt anerkennend: „Die Gastgeber bekommen von uns nicht nur kein Geld, sondern fördern ganz unmittelbar einen Künstler mit ein paar hundert Euro – und sie wissen, wen.“ Denn nachdem ein Gastgeber feststeht, ermitteln die in jeder Stadt eingesetzten Festivalleiter mit ihm, welcher Musiker zu welchem Raum und zu wem passen könnte und umgekehrt. Wenn jemand keine Klassik mag, muss er auch keine Klassik bei sich hören.

Gastgeber kann jeder sein, der gern Menschen zu Gast und der ein Zimmer hat, in das etwa 35 bis 40 Menschen passen. Stehend oder sitzend. Eine Vorgabe, die in München automatisch zahllose Haushalte ausschließt. Möbel verrücken sie aber erlaubt. Manche servieren Fingerfood oder Bier und Brezn. „Da haben wir keine Vorgaben. Es sollte nur eine Kleinigkeit geben, dass die Leute danach noch beieinander bleiben und sich unterhalten.“

Einige bezweifelten, ob die Münchner bereit seien, ihre Wohnungstüren zu öffnen. Andere prognostizierten, München sei genau die richtige Stadt für solch ein Festival. „Etwas dazwischen war der Fall“, sagt Harpke über die Suche der vergangenen Monate, „das Problem ist, dass viele Interessierte erst mal zuschauen wollen, wie das Konzept woanders läuft“. Zudem mangelt es München ohnehin nicht an Musik und Spielorten für Künstler. Doch sie fanden eben jene besondere kleine Bühnen und sind nun zuversichtlich. Die Tickets gibt es für 24 Euro im freien Verkauf, man hofft auf ein möglichst gemischtes Publikum. Das Musikfestival ist der erste Teil einer Reihe. Im Januar geht es weiter mit dem Salonfestival. Unter dem Begriff „Kluge Köpfe“ sollen Wissenschaftler, Journalisten oder Soziologen ihren Blick auf die Gesellschaft erläutern. Auch ein Schwerpunkt Literatur ist für 2015 geplant, nach dem gleichen Prinzip: Kunst und Künstler zu Hause fördern.

Salonfestival, Donnerstag, 30. Oktober bis Sonntag, 9. November. Infos und Tickets unter www.salonfestival.de



„Horse Tuning“ nennt man in Philadelphia den Brauch, Pferde zu schmücken, der Künstler Mohamed Bourouissa hat das Thema bearbeitet. FOTO: HAUS DER KUNST

Erfahrungswelt sozial benachteiligter Jugendlicher aus den Banlieues beschäftigt. In „Horse Day“ widmet sich der 1978 geborene französisch-algerische Künstler nun dem nordafrikanischen Bevölkerungsanteil im Norden von Philadelphia, denen Pferde noch immer als alltägliches Fortbewegungsmittel dienen. Bourouissas lebte ein Jahr lang mit den vermeintlichen Großstadtcowboys und wurde auf das Phänomen „Horse Tuning“ aufmerksam, bei dem in einem jährlichen Wettbewerb die Pferde mit selbstgemachtem Schmuck aufgemotzt und in einem Schaulaufen von einer Jury bewertet werden.

Er verpflanzt den uramerikanischen Westernmythos in den ärmlichen Stadtraum

Dieses Phänomen hielt der Künstler in seinem dokumentarischen Film mit fiktionalen Elementen fest, der zusammen mit einigen Fotos und Skulpturen in der Kapsel 02 zu sehen ist. Bourouissas dekonstruiert in seinem Werk Vorstellungen von Männlichkeit und Selbstdarstellung, indem er das „Tuning“ von Auto und Pferd überblendet. Er verpflanzt den uramerikanischen Western-Mythos in den ärmlichen Stadtraum und stellt subversiv das Freiheitsideal in Frage. Gleichzeitig werden Reiter und Pferde zu phantastisch-apokalyptischen Figuren, wenn Absperband und CD-Rohlinge die Pferderücken zieren und eines der Tiere sogar künstliche Flügel bekommt. ANNA STEINBAUER

KURZKRITIK

Luftiges Soufflé

Wolf-Ferraris „Vier Grobiane“ im Prinzregententheater

München – Anfang der Achtzigerjahre war Ermanno Wolf-Ferraris Lustspiel „Die vier Grobiane“ an der Bayerischen Staatsoper zu sehen. Die einzige Gesamtaufnahme entstand 1950 beim Bayerischen Rundfunk. Und dieser hat die musikalisch ungeheuer witzige, 1906 am Nationaltheater uraufgeführte Oper beim ersten Sonntagskonzert im Prinzregententheater wieder aufs Programm gesetzt.

Ulf Schirmer und das Münchner Rundfunkorchester zeigten sich – auch für den cpo-Mitschnitt – von ihrer allerbesten Seite und ließen den musikalischen Humor aufleuchten, ob bei der Wiederkehr zündenden neapolitanischen Liedguts, im ironischen Bläser-Choral, beim Requiem-Zitat, flirrenden Geigen à la Rossini, grummelnden Kontrabässen, fiessenden Piccoloflöten oder im organisierten Chaos eines Akt-Finales, bei dem zehn Sänger und verschiedene Ebenen an Orchester-Kommentar sich virtuos übereinander schichteten. Man muss die albere, Männer- und Frauenklischees derb ausstellende Handlung die-

ser Oper nicht mögen, wo es einzig darum geht, dass zwei Youngsters ohne Ansehen des zukünftigen Partners von den Vätern verheiratet werden sollen, und die Mütter das wort- und musikreich verhindern, oder besser: vorantreiben. Aber als musikalische Komödie funktioniert das Ganze wie geschmiert. Und doch fehlte der auch sängerisch brillanten Aufführung die Szene, die das Absurde des Ganzen auf die Spitze hätte treiben können.

Auch so hatten die vier Chauvis – Jürgen Linn, Peter Schöne, Friedemann Röhligh und Victor von Harlem – einen Heidenaufschwung. Christina Landshamer als zuckersüß singendes kleines Mädel gab mit ihrem fischen Burschen (der zarte lyrische Tenor Markus Franck) ein wunderbares Liebespaar ab. Die renitenten Weiber waren mit den fulminanten Sopranistinnen Susanne Bernhard und Christine Buffle exzellent besetzt. Und die Sänger/innen in kleineren Partien wie Zoryana Kuspler trugen zum Gelingen dieses luftigen musikalischen Soufflés viel bei. KLAUS KALCHSCHMID

Brecheisen-Witz

Die Damenkapelle mischt die Milla auf

München – Er habe etwas Angst, gesteht ein aufgeregter Herr beim Konzert der Damenkapelle. Keinesfalls möchte er dieser Gruppe von kuriosen bis kruden Kunstfrauen nachts in einer Gasse begegnen. Dann drängelt er sich vor in die erste Reihe, ausgerechnet als Fräulein Jablonski einen singenden Schlauch wie einen Morgenstern schwingt. Sonst sitzt sie als Sekretärin der Damenkapelle mit Brille, Strumpfhaut und Dutt stumm hinter einer Schreibmaschine. Man möchte einmal lesen, was sie da die ganze Zeit auf der Bühne tippt.

In sieben Jahren ist einiges zusammengekommen, zumal die Anlässe (vom Auftritt im Altenheim bis zur Straßenparade) wechseln wie die Kriegsbemalungen, Kostüme und Choreografien der bis nach Amerika verbandelten Münchner Happening-Truppe. Oft treten die „Sieben süßen Girls“ (einer der selbstironischen Hits) als multifunktionale Einpeitschtruppe hinter einem Kunst-Zweck zurück, nun soll es mal nur um sie gehen; Ehrengäste wie die Szele-Spezin Tom Wu, Tagar, Albert Pöschl

und Manu Rzytki sind eingeladen, Damenkapelle-Hits wie „Zombie-Girl“ zu covern.

Bei dieser „Revue“ in der wie der Partykeller einer Gebrauchtwagenhandlung in Las Vegas dekorierten Milla also spielt die Damenkapelle ein zweieinhalbstündiges, etwas zähes Einführungsseminar in ihre Musik, Ikonografie und Gender-Rollenspielerlei, sogar mit Conférencier (Peter Friedrich): Die Rockpeitsche („Breaking The Law“) haut die Heimorgel, Kunstleder entüllt hautfarbene Strampler, Psycho-Pop à la Velvet Underground übertrumpft Backfisch-Schlagertext („Steiler Zahn“), Cowgirl-Gogo-Posen weichen Horrorfilm-Grolen, Revolutionsattitüde (das Kürzel DKP!) duelliert sich mit Russ-Meyer-Erotik-Phantasien. „Der Struktur einem Chaos geben“ (sic!) wollen sie und hebeln das gegenwärtige Authentizitätsdiktat mit dem Brecheisen der Künstlichkeit aus. Stets zerbirst mit Witz, was zuerst greifbar zu sein scheint: Kitsch, Lähmung, Annache, Drohgebärden. Angst befreit, wenn man sie überwindet. MICHAEL ZIRNSTEIN